

„Gehet hin in alle Welt“

Missional Kirche sein

Bericht zu Tagesordnungspunkt 1
der 8. Tagung der 13. Landessynode
vom 25. Bis 28. November 2019
in Hofgeismar

von Bischöfin Dr. Beate Hofmann

Gehet hin in alle Welt (Mt 28, 19) – Missional Kirche sein

Sehr geehrter Herr Präses Dr. Dittmann, hohe Synode,

acht Wochen bin ich jetzt im Amt als Bischöfin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Über die vielen Begegnungen und Eindrücke der ersten Wochen möchte ich berichten, in dem ich mit Ihnen über ein Thema nachdenke, dass viele, denen ich in diesen Wochen begegnet bin, intensiv beschäftigt: Wie werden wir in Zukunft Kirche sein? Was macht Kirche-Sein aus, was ist dafür essentiell und was nicht? Ich möchte dazu an einige theologische Grundlagen unserer Kirche erinnern, einige Wahrnehmungen zu unserer Landeskirche dazu fügen und vor allem zentrale Fragen aufwerfen, die aus meiner Sicht diskutiert und geklärt werden müssen. Durch meine Fragen und Denkangebote möchte ich Sie miteinander ins Gespräch bringen, denn nur miteinander werden wir evangelisch Kirche sein, auch in Zukunft. Darum haben dieser Bericht und auch die anschließende Diskussion ein etwas anderes Format als bisherige Berichte.

Ich möchte aber nicht versäumen, mich an dieser Stelle sehr herzlich bei all denen zu bedanken, die mich in den letzten Wochen und Monaten in meine Aufgabe hinein begleitet und mir einen herzlichen Empfang bereitet haben. Ein besonderer Dank gilt meinem Team, Frau Hensel, Frau Hillebold, Herr Kupski, die schon so manche Abendschicht einlegen mussten, um den Übergang zu bewältigen. Danke auch an die Öffentlichkeitsarbeit, Frau Schwermann und alle Mitarbeitenden und an meine beiden Stellvertreter, Herrn Prälat Böttner und Herrn Vizepräsidenten Dr. Knöppel, die geduldig Wissenslücken füllen und Impulse aufnehmen. Danke auch an alle Mitarbeitenden hier im Haus und allen, die den Bericht kritisch begleitet haben. Ich begegne hier viel Offenheit und Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen.

1. Teil: Kernfragen: Wo geschieht „Kirche“?

Diese Frage ist nicht neu für die evangelische Kirche, sie stellt sich aber in Zeiten knapper werdender Ressourcen mit größerer Dringlichkeit. Was macht uns als evangelische Kirche aus? Im Streit um die Kernmerkmale christlicher Kirche in der Reformationszeit hat die Confessio Augustana eine klare Antwort

gegeben. Sie ist elementar und zugleich radikal in ihrer Konzentration und kann uns auch heute Wege weisen.

„Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden. Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden.“ (CA 7)

Zum Kirche-Sein gehört, dass sich Menschen versammeln (virtuell oder analog), dass dabei – so verstehe ich CA 7 – Evangelium kommuniziert und Gottes Gegenwart in Taufe und Abendmahl gefeiert wird. Das genügt. Und: Wo immer das geschieht, geschieht Kirche. Alles andere ist veränderlich.

Uta Pohl-Patalong, Professorin für Praktische Theologie in Kiel, hat uns mit ihrer Theorie der kirchlichen Orte dafür den Blick geschärft.¹ Kirche sein, das ist ein Geschehen, ein Prozess. Kirche geschieht an ganz unterschiedlichen Orten: In der Kirchengemeinde vor Ort, in diakonischen Einrichtungen, in Kliniken oder Schulen, auf dem Kirchentag oder dem Hessentag, beim Pilgern oder auf dem Campingplatz. Sie braucht dafür nicht unbedingt feste Gebäude und sie geschieht auch nicht nur am Sonntagmorgen. Kirche geschieht für verschiedene Menschen an verschiedenen Orten. Verbunden sind sie in der Kommunikation des Evangeliums² in Wort und Sakrament. Das genügt.

Die Kommunikation des Evangeliums, das ist für mich eine aktualisierte Beschreibung der „reinen Predigt des Evangeliums“ aus der Confessio Au-

¹ Grundlegend dazu: Uta Pohl-Patalong, Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen, 2004. Auf den ländlichen Raum bezogen: Uta Pohl-Patalong, Ortskirche und kirchliche Orte in der Fläche. Strukturelle Implikationen der Wandlungsprozesse in kirchlichen Räumen, in: Martin Alex; Thomas Schlegel (Hgg), Mittendrin! Kirche in peripheren ländlichen Regionen; Beiträge zur Evangelisation und Gemeindeentwicklung 21, Neukirchen-Vluyn, 2015, 165-179.

² Der Begriff „Kommunikation des Evangeliums“ geht auf den praktischen Theologen Ernst Lange zurück. Christian Grethlein nimmt ihn auf und entwirft von ihm her eine praktische Theologie, die zugleich Kirchen-theorie ist. Christian Grethlein, Praktische Theologie, Berlin/ Boston 2012; Ders., Christian Grethlein, Kirchen-theorie, Kommunikation des Evangeliums im Kontext, Berlin/Boston 2018.

gustana. Dafür haben sich sehr unterschiedliche Formen entwickelt. Die Sonntagspredigt von der Kanzel ist nur eine davon. Evangelium, die frohe Botschaft von der bedingungslosen Liebe und Gnade Gottes, wird auch da verkündigt, wo Menschen, die vor Krieg und Gewalt flüchten, ein neues Zuhause bekommen, wo Jugendliche miteinander im Religionsunterricht oder auf der Konfirmandenfreizeit die Aktualität biblischer Geschichten entdecken oder wo jemand besucht wird, der allein zuhause lebt und das Haus kaum noch verlassen kann. Es ist eine Kommunikation mit Wort und Tat, dialogisch, mit Raum zur individuellen Reflexion und Aneignung oder performativ, wo Menschen in Krisen sind oder an Schwellen stehen und keine eigenen Worte finden. Das neue Ausbildungskonzept für das Vikariat in unserer Landeskirche fasst diese Kommunikation des Evangeliums im Anschluss an Christian Grethlein in drei Grundvollzügen: Gemeinschaftlich feiern, Lehren und Lernen, Helfen zum Leben. Mit der Konzentration auf diese drei elementaren Grundvollzüge will das neue Vikariatskonzept für die Vielfalt und Weite von Kirche heute ausbilden, die sich von CA 7 her ergibt.

In diese Grundvollzüge hinein sortiert sich die Vielfalt kirchlichen Lebens. Je nach Lebensstil, Lebenslagen und Lebensalter haben sich vielfältige kirchliche Orte entwickelt und ausdifferenziert und das ist gut und richtig. Denn die Differenzierung von Lebensstilen in unserer Gesellschaft braucht eine Vielfalt an Kontaktflächen und Kommunikationsformen.

Dennoch steht diese gewachsene Vielfalt kirchlichen Lebens und kirchlicher Orte auf dem Prüfstand. Die sogenannte „Freiburger Studie“³ hat im Auftrag von evangelischer und katholischer Kirche eine Projektion der Entwicklung der Kirchenmitgliedszahlen und damit auch der finanziellen Ressourcen der Kirche bis ins Jahr 2060 aufgezeigt. Die Projektion zeigt uns unerbittlich, was wir schon lange wussten oder ahnten: Die Zahl der Mitglieder und der Ressourcen wird sich voraussichtlich halbieren. Für unsere Landeskirche heißt das, dass wir 2060 voraussichtlich 360 000 Mitglieder haben werden, von denen 160 000 Kirchensteuer zahlen. Das Kirchensteuervolumen wird um 28 Millionen

³ Evangelische Kirche in Deutschland, EKD, Kirche im Umbruch. Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit. Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD, Hannover, 2019. Als PDF-Datei unter https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/Kirche-im-Umbruch-2019.pdf.

Euro, also 17% sinken, aber die tatsächliche Finanzkraft wird um 60% sinken und nur noch 40% des Niveaus von 2017 betragen.

Warum ist das so? Arbeiten wir nicht gut genug? Glauben wir nicht intensiv genug?

Die Entwicklung ist zum Teil dem demografischen Wandel geschuldet. Es werden weniger Kinder geboren als früher. Dadurch wird die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck in den nächsten 40 Jahren voraussichtlich um 360 000 Mitglieder schrumpfen. Das werden wir kaum beeinflussen können. Daneben gibt es andere Faktoren: Für eine wachsende Zahl von Menschen ist Kirche oder das, was sie als Kirche erleben, nicht mehr wichtig. Sie erleben sie nicht als relevant für ihr Leben. Sie treten aus oder lassen sich und ihre Kinder erst gar nicht taufen.

In unserer Gesellschaft organisieren und gestalten viele ihre Interessen nicht mehr durch die lebenslange Mitgliedschaft in einer Organisation, sondern bei Bedarf, je nach Angebot, mal hier, mal da und in großer Freiheit. Religion lehnen die meisten gar nicht grundsätzlich ab, aber sie brauchen dafür nicht unbedingt die Mitgliedschaft in der Kirche und die Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinde. Diese Entwicklung, den Verlust an Bindungskraft von Großorganisationen, erleben nicht nur die Kirchen: Parteien, Gewerkschaften, Vereine und Wohlfahrtsorganisationen machen ähnliche Erfahrungen. Formen von Engagement und Gemeinschaft ändern sich; manche engagieren sich in kontinuierlichen Gruppen, viele andere anlassbezogen oder in Projekten. Auch diese Entwicklung werden wir als Kirche nicht stoppen können. Also nichts zu machen, in Frieden fröhlich oder traurig schrumpfen und die Situation akzeptieren?

Ja und nein: Wir werden kleiner werden, aber das ist nicht die einzige Aussage der Freiburger Studie, denn wir haben auch noch Einfluss darauf, um wie viel wir kleiner werden und wie wir Kirche-Sein dabei gestalten.

Konkret heißt das: Es gibt den einen Anteil an Mitgliederschwund, nämlich 38%, den werden wir nicht aufhalten können, aber es gibt einen weiteren Anteil von 18%, den können wir beeinflussen. Für einen Zeitraum von ungefähr 10 Jahren haben wir voraussichtlich noch genug Ressourcen, um Verände-

rungsprozesse einzuleiten und Kirche als Organisation zukunftsfähig zu gestalten. In 10 Jahren werden die „Babyboomer“ in den Ruhestand gehen und der „Pillenknick“ kommen. Spätestens dann wird der Ressourcenrückgang sehr deutlich spürbar werden. Diese 10 Jahre der Weichenstellung werden die meisten von uns hier voraussichtlich noch erleben und mitgestalten können, auch ich als Bischöfin.

Das heißt, wir können etwas tun, wir müssen aber auch etwas tun. Aber was und wen haben wir dabei im Blick? Wohin soll der Weg führen? Das sind die Fragen, über die wir uns verständigen müssen.

Vielleicht denken Sie jetzt: Wir tun doch schon was! Wir haben uns auf den Weg gemacht, über 180 Reformbeschlüsse gefasst, wollen 25% unserer Ressourcen bis 2026 einsparen. Vieles, was da beschlossen wurde, tut weh, die Umsetzung der Beschlüsse ist anstrengend und sie erzeugt Widerstand und Widerspruch. Trotzdem, das sei hier sehr deutlich gesagt, der angestoßene Veränderungsprozess ist unverzichtbar und unumkehrbar. Die Frage ist: Wohin geht die Bewegung, die da entstanden ist? Welches Bild von Kirche leitet uns durch die Veränderung? Wie wollen wir Kirche sein, wenn die Beschlüsse umgesetzt sind? So wie jetzt, nur eben etwas kleiner und etwas weniger?

Die Bibel bietet uns eine Fülle von Bildern für Kirche, die ganz unterschiedliche Botschaften ausstrahlen. Da gibt es das Bild vom wandernden Gottesvolk, das von Gott durch Wolke und Feuersäule geleitet wird, das murren und zankt, sich fürchtet und verzagt, aber doch in Bewegung bleibt – auf dem Weg in eine bessere Zukunft, ins gelobte Land.

Da ist das Bild vom Leib mit seinen vielen Gliedern. Jedes Glied hat eine andere Aufgabe und nur zusammen bilden sie einen lebendigen Körper. Die Steuerung des Leibes geschieht nicht zentral, sondern durch mehrere Organe gleichzeitig. Es braucht das Herz wie das Hirn, die Lunge wie die Leber, damit der Leib lebendig bleibt. Dieses Bild ist weniger hierarchisch und kompatibler zu modernen Anforderungen an Organisation und Leitung als zum Beispiel das Bild der Herde, die von einem sorgsamem Hirten geleitet wird. Er geht den verlorenen Schafen nach und schützt seine Herde vor den hungrigen Wölfen.

Prominent ist auch das Bild vom Schiff, das sich Gemeinde nennt. Während das Schiff in einen Sturm gerät, schläft Jesus im Bug des Schiffes. Und die Jüngerinnen und Jünger fürchten sich.

Ich selbst habe in meiner Bewerbungsrede vom Haus mit den vielen Wohnungen gesprochen. Es ist ein Bild, das Vielfalt unter einem gemeinsamen Dach zulässt, das nach den offenen Türen und den gemeinschaftlich gefundenen Regeln für das Zusammenleben fragt, das Veränderung zulässt, weil an so einem Haus ständig etwas zu renovieren ist. Aber, das wissen alle Hausbesitzer, eine Immobilie macht möglicherweise auch immobil - das steckt ja schon im Begriff, es sei denn man fährt Wohnmobil oder wohnt im Zelt. Die niederländische Kirche hat darum das Bild der Herberge aufgenommen, die Menschen auf dem Weg Heimat auf Zeit und Stärkung für die eigene Reise gewährt.

Andere Bilder vom Licht, vom Salz oder vom Sauerteig fokussieren die Wirkung; sie beschreiben, wie schon wenig einen großen Unterschied machen kann. Und sie weisen eine Richtung: Rein in die Suppe oder den Teig, hinein in die Finsternis, nicht als kleines Häuflein eingemauert unter sich bleiben, nicht das Licht unter den Scheffel stellen.

Schließlich zeigt sich das Bild vom Netz mit ganz unterschiedlichen Knotenpunkten z.B. in den Grußlisten des Paulus. Hier bieten sich Anschlussmöglichkeiten an moderne Organisationsformen in der digitalen Welt.

Kurze Reflexionsrunde: Welche Bilder leiten Sie?

2. Teil: Kontaktflächen

Hier ist jetzt eine Fülle von Bildern im Raum. Warum sind diese Bilder wichtig? Ich bin davon überzeugt, dass man sich nicht auf den Weg machen kann, ohne eine Ahnung davon zu haben, wo man hin will. Wer macht sich schon auf einen anstrengenden Weg, wenn er keine Vorstellung davon hat, wo es hinget? Nicht alle Bilder von Kirche sind für den Weg in die Zukunft in gleicher Weise hilfreich. Darum braucht es eine Verständigung darüber, welche Bilder uns in Zukunft leiten sollen und welche Bilder die zukünftigen Herausforderungen angemessen erfassen.

Ich glaube, der Weg, auf dem sich die evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck befindet, ist ein Emmaus-Weg. Dieser Weg beginnt mit einer Enttäuschung, einer Verlufterfahrung. Zuerst müssen sich die Jüngerinnen und Jünger von dem verabschieden, was bisher war und von ihren bisherigen Vorstellungen von dem, was sein wird. Damit beginnt der Weg raus aus Jerusalem, von dem Lukas 24 erzählt. Diesen Weg gehen die Jünger nicht allein, da geht einer mit. Und er lässt sie erzählen, was sie erlebt haben, was sie hinter sich zurücklassen. Er bietet Deutungshilfe aus der Heiligen Schrift und hilft ihnen, das Geschehene einzuordnen, zu verarbeiten und den Blick wieder zu weiten. Sie tauschen sich im Gehen aus und bleiben in all ihrer Trauer und Enttäuschung in Bewegung. Und als sie sich durch Schmerz, Verlust und Trauer hindurchgearbeitet haben, spüren sie die Müdigkeit. Sie brauchen eine Pause, eine Stärkung. Und noch immer geht der Fremde mit. Er lässt sich bitten und einladen, mit ihnen zu essen. Und da, beim Brotbrechen, gehen ihnen die Augen auf. Plötzlich sehen sie ihre Situation in einem neuen Licht. Die Begeisterung ist wieder da, ihr Herz brennt. Sie wissen: Christus lebt, es geht weiter, anders als bisher, aber die Bewegung, die sie erfasst hat, ist nicht zu Ende. Und so wird der Weg nach Emmaus, der sie eigentlich in das alte Leben zurückführen sollte, ein Weg nach vorn, in eine neue Form von Kirche-Sein. Die Jünger und Jüngerinnen erinnern sich an den Auftrag, den Christus ihnen gegeben hat und machen sich auf den Weg, mit neuer Kraft, in der Überzeugung: Christus lebt, seine Mission ist nicht zu Ende, er geht mit und er ist bei uns, wo immer wir gemeinsam am Tisch sitzen, miteinander reden, beten, Fragen teilen und das Brot brechen.

Eine klare Zukunftsvision hatten die Jüngerinnen und Jünger nicht vor Augen, als sie sich nach dieser Begegnung auf den Weg machen. Aber sie haben wieder eine Richtung: Der Auftrag, an den Christus sie erinnert. Und ich glaube, das gilt heute genauso wie damals. Auch für uns in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck.

Gehet hin, das ist der Auftrag. Bleibt nicht hocken, habt keine Angst um das, was war, verteidigt nicht den Status quo, sondern macht euch auf den Weg. Geht hin, dahin, wo Menschen die Botschaft von der Gnade brauchen, dahin, wo Menschen die Botschaft von der bedingungslosen Liebe spüren müssen,

dahin, wo Angst und Verzweiflung herrschen und die Hoffnung fehlt, wo das Leben grau und fad wird, ohne Salz, ohne Licht. Dazu sind wir da, das ist unser Auftrag, das ist die Orientierung.

Was folgt daraus im Licht der Freiburger Studie?

Es verändert die Fragen und die Denkrichtung: Nicht: Was machen wir weiter und was lassen wir von dem, was wir tun? Sondern: Wo sind die Orte, wo unsere Botschaft besonders gebraucht wird? Wo sind die Kontaktflächen, in denen Resonanz entsteht? Wo Salz wirkt und Sauerteig etwas zum Gären bringt? Es geht also darum, das, was schon da ist, was im Werden ist, zu entdecken. Bewegungen, die schon da sind, zu stärken und in die richtige Richtung zu lenken. Und es geht darum, sich auf die Erfahrungen und Denkweisen derer einzulassen, die Kirche bisher nicht als relevant erleben.

Die Freiburger Studie nennt uns dazu konkrete Ansatzpunkte:

- vielfältig zur Taufe einladen,
- Menschen die Relevanz von Kirche erleben lassen, so dass sie nicht so schnell über einen Austritt nachdenken,
- den Kontakt zu jungen Menschen vielfältig gestalten, so dass nach der Konfirmation nicht der Lohnsteuerbescheid der erste und dann auch letzte Kontakt zu Kirche wird.
- Denen, die ihren Solidarbeitrag zum Wirken von Kirche in dieser Gesellschaft zahlen, deutlich machen, wo und wie ihr Beitrag wirkt.
- Möglichst vielfältige Kontaktflächen schaffen, an denen Menschen dem Evangelium begegnen.

Daraus kann man eine Aufgabenliste entwickeln und abarbeiten. Aber ich glaube, das greift zu kurz und erhöht nur den Stress im Hamsterrad, den viele Haupt- und Ehrenamtliche wahrnehmen. Es geht darum, Kirche-Sein neu von unserem Auftrag her zu denken und von daher kirchliche Arbeit zu gestalten.

Ich möchte an dieser Stelle einige Beobachtungen aus den ersten Wochen meiner Amtszeit einspielen.

Ich erlebe die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck als eine Kirche, in der es viele lebendige Kirchengemeinden und vielerorts eine klare diakonische

Orientierung gibt. Ich nehme eine gute Kultur des Miteinanders von verschiedenen Frömmigkeitsformen wahr in einem volkkirchlichen Selbstverständnis. Und ich erlebe eine Kirche in Bewegung, die sich rechtzeitig auf den Weg in einen Veränderungsprozess aufgemacht hat, um auch in Zukunft als Kirche erlebbar und handlungsfähig zu sein. Dabei sehe ich zugleich eine Kirche, die vielerorts noch stark auf die parochiale Ortsgemeinde fokussiert ist. Andere kirchliche Orte und damit auch Kontaktflächen zu unterschiedlichen Menschen sind weniger im Blick, gelten manchmal als sekundär, weniger „eigentlich“. Dabei gibt es schon lange andere Gemeindeformen: Es gibt hier viele kirchliche Orte in der Diakonie, an denen Kirche gelebt wird, die aber als Kontaktangebot kaum im Blick sind. Es gibt Kontaktflächen im Religionsunterricht in Berufsschulen, in offenen Jugendclubs oder in Evangelischen Foren und Familienbildungsstätten.

Wer dabei vom „Kern“ und den „Rändern“ von Gemeinde spricht, hat häufig die Erwartung, dass die „am Rand“ (und das sind meist 90% der Gemeinde) sich aufmachen, in die Mitte kommen, alle Hemmschwellen, alle Fremdheit überwinden und so werden wie wir – die 10%. Das ist eine unrealistische Erwartung, die alle Beteiligten nur überfordern kann, weil sie die Vielfalt der Lebensstile und Bindungsformen in unserer Gesellschaft übersieht. Aber es ist nicht unrealistisch, darüber nachzudenken, wie Kirche in Kontakt zu den Distanzierten kommen kann. Wie wir unsere Räume und Angebote so ausrichten können, dass Menschen unsere Botschaft als relevant für ihr Leben erleben.

Wie geht das? Unsere bisherige Finanzverfassung denkt Kirche von Gottesdienststellen, Pfarrstellen und Gebäuden her. Passt das eigentlich zum Auftrag, zu den Grundvollzügen, zu der Vielfalt kirchlicher Orte und den Bildern, die in die Zukunft begleiten können? Lässt das neue Kontaktflächen entstehen und macht es Mut, sich auf den Weg zu machen, Grenzen zu überschreiten, Neues zu beginnen, um den Auftrag Gottes zu erfüllen? Vielleicht müssen wir im Zug der neuen Finanzverfassung auch über diese Parameter nachdenken und sie so gestalten, dass Räume zur Innovation entstehen? Andere Landeskirchen, wie die Hannoversche, haben sogar ihre Kirchenverfassung geändert, um unterschiedlichen Gemeindeformen Raum zu geben und Geltung zu verschaffen und das starre Denken in Kategorien von „Parochie hier“ und „funktionaler Dienst dort“ aufzulösen.

Wie gestaltet sich bei uns der Kontakt zu den Menschen, die Mitglied sind, aber am Sonntagmorgen nicht im Gottesdienst in der Kirche sitzen? Wissen wir, welche geistlichen Quellen sie nutzen, bei Rundfunk- und Fernsehgottesdiensten zum Beispiel oder im Internet? Wie erreichen wir die, die keine Zeitung mehr lesen, sondern Filme streamen, online einkaufen und über soziale Medien miteinander kommunizieren? Was weiß Google über Glauben und unsere Kirche? Soziale Medien sind die zentrale Kontaktfläche von Menschen unter 50 - was investieren wir dort an Zeit und Ideen? Und inwieweit nehmen wir in unserem kirchlichen Denken die Schule als zentralen Lebensort von jungen Menschen wahr? Mit dem Auf- und Ausbau von Ganztagschulen ist Schule neben Familie der wichtigste soziale Raum für Kinder und Jugendliche. Hier lernen sie, hier feiern sie, hier denken sie über den Sinn des Lebens nach und erwerben zentrale Sozialkompetenzen. An welchen Stellen begegnet ihnen dabei Kirche?

Eine wichtige Rolle im Kontakt mit Mitgliedern und Suchenden spielen Kasualien. An wichtigen Lebensschwellen verknüpfen sie das persönliche Leben mit dem Evangelium. Und sie ziehen Kreise. Denn an einer Taufe, Trauung oder Bestattung nehmen ja auch Angehörige, Freundinnen und Freunde teil und damit auch Menschen, die nicht Kirchenmitglieder sind, aber Kirche in einer existentiellen Situation erleben. Die Begleitung bei Kasualien gehört zu den Stärken unserer Kirche. Eine Herausforderung dürfen wir dabei nicht übersehen: Kasualien sind familienzentriert. Wer als evangelischer Christ keine eigenen Kinder hat und nicht verheiratet ist, kommt zwischen Konfirmation und eigener Beerdigung kaum in den Genuss pastoraler Begleitung über Kasualien, abgesehen von der Beerdigung der eigenen Eltern oder einem Konfirmationsjubiläum. Es sei denn, wir weiten auch hier den Blick, überprüfen unser Verständnis von Kasualien und erproben neue Formen.

Was könnten wichtige Schwellen im Leben von Menschen zwischen 18 und 65 sein? Wie wäre es mit Angeboten (die es auch schon gibt) zu Valentinstag, Berufseinstieg, Umzug, aber auch für Menschen mit Krebsdiagnose oder auf dem Weg in den Ruhestand? Welche Begegnungsmöglichkeiten bieten sich in der Berufswelt oder bei Freizeiterfahrungen? Großveranstaltungen wie der Kirchentag oder der Hesseitag bieten hier ja Erfahrungsräume und Begegnungsmöglichkeiten mit dem Evangelium, von denen wir auch noch hören werden

auf dieser Synode. Zu den Schwellenbegleitungen gehören für mich auch kollektive Krisenerfahrungen. Hier hat die Kirche eine wichtige öffentliche Funktion: Bei großen Unglücken, Naturkatastrophen oder Gewalttaten versammeln sich die Menschen in Kirchen, zünden Kerzen an, beten und singen. Das war zuletzt so in Halle beim Attentat auf die Synagoge, das war so in Paris, als Notre Dame brannte oder in Kassel bei der Trauerfeier für Walter Lübcke und bei vielen anderen öffentlichen Trauerfeiern nach Unfällen oder Gewalttaten.

Apropos Kirchenraum. Mit großer Begeisterung habe ich entdeckt, wie viele schöne Kirchen es im Gebiet unserer Landeskirche gibt. Diese Gebäude werden mit viel Einsatz und Liebe gepflegt. Aber leider fehlt oft der Mut, die starke Glaubenssprache dieser Räume „zu Wort“ und Wirkung kommen zu lassen und sie auch außerhalb von Gottesdienstzeiten zu öffnen. Aus Projekten rund um offene Kirchen wissen wir, dass vielerorts mehr Menschen außerhalb von Gottesdiensten in unsere Kirchenräume gehen als in unsere Gottesdienste kommen. Sie kommen dort zur Ruhe, sie beten, sie zünden eine Kerze an, sie suchen Gottes Nähe und Trost. Und sie erleben diese Räume als stille Predigt, als gebautes, gestaltetes Wort Gottes. Sie gehen gestärkt, mit mehr Frieden und Hoffnung wieder in ihren Alltag. Diesen Schatz, diese Chance sollten wir nutzen, nicht zusperren.

Kurze Reflexionsgruppe: Wo erlebe ich, dass Menschen dem Evangelium begegnen?

3. Teil: Missionale Kirche

Die jährlichen Statistiken zu Kirchenaustrittszahlen und die Projektion der Freiburger Studie führen mancherorts zu hektischen Aktivitäten. Wir müssen was tun, um Mitglieder zu binden, um für Mitgliedschaft zu werben, um Schwellen zu senken. Es wird nach sinnvollen missionarischen Aktivitäten gesucht, denn wir wissen: Mitglieder, die Kirchensteuern bezahlen, sind das Rückgrat unserer volkswirtschaftlichen Arbeit. Sie erlauben uns, in der Fläche präsent zu bleiben, Kindertagesstätten zu unterhalten, um Kinder an ein Leben im christlichen Glauben heranzuführen und Eltern in der christlichen Erziehung zu unterstützen, sie ermöglichen uns Klinikseelsorge und die Erhaltung vieler,

wenn auch nicht aller schönen Kirchenräume und Gemeindehäuser als Knotenpunkte im Leben von Gemeinden und Dörfern. All das ist wichtig und unerlässlich. Und doch ist diese missionarische Perspektive allein zu wenig, denn sie blickt vor allem auf den Erhalt der kirchlichen Organisationsstrukturen, auf Geld und Zahlen und Mitgliedschaft. Sie rechnet Wirksamkeit kirchlicher Arbeit in Gottesdienstbesuchern oder Kircheneintritten.

Das erfasst unseren Auftrag nicht zureichend. Christus hat nicht gesagt: Macht die Kirche groß und stark. Sondern er schickt uns, seine Botschaft von der Liebe und der Gnade weiterzugeben. Er nimmt uns mit in seine Sendung in die Welt, in der das Wort Fleisch wurde und mitten unter uns wohnt. Diese Teilhabe an der „Missio Dei“, an der Sendung Gottes in die Welt, beschreibt die missionale Seite von Kirche⁴. Missional Kirche sein beschreibt eine Grundhaltung, die alle Formen und Gebiete kirchlicher Aktivitäten betrifft und umfasst. Es geht nicht um „Bekehrung“, es geht um Zuwendung, um einladende Verkündigung der Gnade, die allen gilt.

Von Dietrich Bonhoeffer haben wir gelernt: Kirche ist Kirche *für* andere. Dahinter steckt aber immer noch ein "innen-außen"-Denken. Doch Kirche von der Gnade her gedacht kann immer nur Kirche *mit* anderen sein. Dazu hat William Temple, Erzbischof von Canterbury in den 40er Jahren einen denkwürdigen Satz gesagt: „Die Kirche ist die einzige Gesellschaftsform in der Welt, die zum Wohle derjenigen existiert, die nicht zu ihr gehören.“⁵ Heute, im Zeitalter von Nichtregierungsorganisationen und zivilgesellschaftlicher Initiativen, sind wir nicht mehr die einzige Organisation, aber eine von denen, die diese Orientierung hin zum Nächsten haben und zu Nächsten werden.

⁴ Dieses Konzept von Kirche ist in der weltweiten Ökumene schon seit längerem von Bedeutung. Grundlegend dazu: David J. Bosch, *Mission im Wandel: Paradigmenwechsel in der Missionstheologie*, Hg. Martin Reppenhagen, Gießen/Basel 2012 (Original: *Transforming Mission. Paradigm Shift in Theology of Mission*, New York, 1991). Theologisch reflektierte Erfahrungen und Weiterführungen bei Darrell L. Guder, Lois Barrett, *Missional Church: A Vision for the Sending of the Church in North America: The People of God Sent on a Mission* (The Gospel and Our Culture Series), William B Eerdmans Publishing Co., 1998

⁵ Erzbischof William Temple, Erzbischof von Canterbury von 1942 bis 1944 und führender Vertreter der ökumenischen Bewegung, zitiert nach Bosch, *Mission im Wandel*, 440.

Sich das klar zu machen und immer wieder vor Augen zu führen, kann sehr befreiend sein. Es befreit davon, den Auftrag der Kirche nur im Erhalt der gegenwärtigen Strukturen zu sehen und verzweifelt zu überlegen, wie wir mit den geringer werdenden Mitteln möglichst viel vom Bestehenden erhalten. Missional Kirche sein gibt die Freiheit, vom Auftrag her Kirche ganz neu zu denken und zu gestalten, statt an erster Stelle darüber nachzudenken, was wir nicht mehr tun und dabei in den bestehenden Strukturen und Bildern zu bleiben.

Ein Pfarrer unserer Landeskirche hat mir neulich von einer interessanten Erfahrung erzählt. Mit drei Freunden, alle auch Pfarrer, saß er zusammen, und sie haben miteinander überlegt: Wenn wir in diesem Kirchenkreis nur noch die Hälfte der Ressourcen hätten und nur noch zu viert als Pfarrer tätig wären, was würden wir tun? Wie würden wir Kirche gestalten? Diese Frage wirkte inspirierend, die vier sprühten plötzlich vor Ideen und stellten fest: Wir haben Vorstellungen, wie das gehen kann, wir haben Energie und wir haben sogar Lust, in dieser Kirche zu arbeiten. Und, so schloss der Pfarrer seinen Bericht: Durch diese Denkbewegung habe ich die Angst vor der Zukunft verloren. Ich habe jetzt eine Vorstellung davon, wie unser Kirche-Sein aussehen könnte.

Als Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck sind wir in der glücklichen Lage, dass wir Gemeinden im ehemaligen West- und im ehemaligen Ostdeutschland haben. Die Gemeinden im östlicheren Teil unseres Landes haben schon länger Erfahrung mit Umbruchprozessen und Transformationen. Von ihnen können wir lernen, wie Kirche-Sein mit weniger Menschen und mit verschiedenen Berufsgruppen im kirchlichen Dienst möglich ist. Von ihnen, aber auch aus der Ökumene und von Initiativen und Projekten bei uns können wir lernen, wie Synergien durch das Zusammenlegen von Ressourcen entstehen und wie sich neue Begegnungsräume öffnen, wenn Gemeinden sich gemeinwesenorientiert aufstellen und den Sozialraum in den Blick nehmen. Wenn sie ihre Türen öffnen für Menschen, die sich treffen wollen, wenn sie Essen kochen für die, die nicht allein essen wollen, wenn sie Menschen, die helfen möchten, mit denen zusammenbringen, die Hilfe brauchen. Wenn sie nicht gleich fragen: „Kommst du dann am Sonntag auch in den Gottesdienst?“, sondern erst einmal sagen: „Schön, dass du heute hier bei unserer Tafel dabei bist.“

Denn wir haben einen Auftrag, und nichts anderes meint ja das Wort: Mission. Gehet hin in alle Welt! Dieser Auftrag richtet sich an einen jeden und jede, die aus der Gnade Gottes leben. Denn die Kirche, das sind die Menschen, die dem Ruf des Evangeliums folgen und, jeweils an ihrem Ort, jeweils in ihrer Situation, jeweils nach ihrem Können und Begabungen, Zeuginnen und Zeugen sind, die vom Evangelium in ihren Worten und Taten sprechen und Gottes Gegenwart feiern. An dieser Stelle gibt es keinen Unterschied von Haupt-, Neben-, und Ehrenamtlichen, von Ordinierten und nicht Ordinierten, hier haben alle teil an der einen Berufung, Botinnen und Boten des Evangeliums zu werden. Wir haben alle teil an der einen Sendung.

In der theologischen Kammer ist vor einigen Jahren, im November 2014, ein „kirchentheoretischer Zwischenruf“⁶ entstanden. Dort wird eine Linie gezogen, die für mich wunderbar unter die Überschrift „missional Kirche sein“ passt. Die Thesen und Fragen des Papiers sind „von der Überzeugung geleitet, dass eine Weiterentwicklung der Kirche die genaue Wahrnehmung ihrer gegenwärtigen Krise (1) und der gesellschaftlichen Herausforderungen voraussetzt, vor denen sie steht (2); dass sie zukünftig stärker als eine ‚Kirche im Prozess‘ (3) zu denken ist; und dass es auch unter veränderten quantitativen Bedingungen zu den unverzichtbaren Qualitäten von ‚Volkskirche‘ gehören wird, dass sie eine öffentliche(4), eine diakonische (5), eine ökumenische (6) und eine missionarische Kirche (7) ist“ und ich ergänze, und damit missionale Kirche wird.

Jetzt freue ich mich darauf, diese Gedanken, die nicht neu sind, sondern zur DNA des Reformprozesses gehören, mit Ihnen zu diskutieren und durch Erfahrungen, Kommentare, Widersprüche oder Konkretionen in den vielfältigen Lebensbezügen unserer Kirche zum Klingen zu bringen und bin gespannt auf Ihre Reaktionen und Ihre Resonanz.

⁶ www.ekkw.de/media_ekkw/downloads/ekkw_141114_kirchentheoretischer__zwischenruf_volkskirche.pdf